

Die Marquise de Brinvilliers war eine der ersten Frauen, die an den Spieltischen zugelassen wurde, waren diese doch bis zur zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts den Männern vorbehalten gewesen. Hier konnte sie ihre Abenteuerlust befriedigen.

Gleichzeitig bot ihr das Spiel Gelegenheit, mit anderen hochstehenden Personen in Kontakt zu kommen. Einigen war es auf diese Art sogar gelungen, sich bei Hofe einzuführen und dort später Karriere zu machen, was die Geldverluste im Spiel nachträglich als wohlkalkulierte Ausgaben erscheinen ließ.

Doch den wenigsten gelang dies. Die meisten spielten, bis sie ruiniert waren, verschuldeten sich dann, um weiter spielen zu können, in der rasenden Hoffnung, durch einen großen Gewinn von allen Geldsorgen befreit zu werden. Dabei verloren sie immer mehr, bis sie schließlich gepfändet, im Exil oder gar im Gefängnis endeten, oder sie ließen sich zu einem schlimmeren Verbrechen verleiten und fanden sich auf dem Schafott wieder.

Daß die Marquise eine echte Spielernatur war, zeigt sich auch darin, daß sie ihre Leidenschaft bis in ihre letzten Tage hinein pflegte: Noch im Gefängnis verlangte sie nach Karten, um eine Partie Piquet zu spielen – eines der erlaubten Gesellschaftsspiele.

Es hätte vermutlich nicht erst eines Sainte-Croix bedurft, um die Brinvilliers in den Ruin zu stürzen, sie verstand es auch ohne ihn, ihr Geld unter die Leute zu bringen. Ihr kostspieliger Lebenswandel und die Spielleidenschaft zehrten das

Vermögen schnell auf. Auch Antoine de Brinvilliers stand durch seine Spielschulden vor dem Bankrott. Hatte das Ehepaar anfangs noch die nötigen Kredite gefunden, so sprach sich seine Zahlungsunfähigkeit bald herum, und es wurde den Brinvilliers immer schwerer, einen Kredit mit der Aufnahme eines neuen zu begleichen. Sie waren gezwungen, nach und nach ihre Güter zu verkaufen. Immer mehr der kostbaren Möbel verschwanden, der Schmuck der Marquise wurde versetzt, ja sogar die Karosse fiel den Gläubigern zum Opfer. Auf ihren finanziellen Untergang, den sie als Ungerechtigkeit ansah, reagierte die Marquise mit Zornausbrüchen und Racheakten. So ließ sie etwa, als sie gezwungen war, ihr Gut Noirat zu verkaufen, dort die Stallungen in Brand legen. Dreux d'Aubray, der Vater der Marquise, griff auch hier ein, um wenigstens einen Teil des ehemaligen Vermögens für die nachfolgende Generation zu retten. In demselben Jahr, in dem er Sainte-Croix inhaftieren ließ, schränkte er die finanzielle Autonomie seiner Tochter ein. Die väterliche Gewalt wurde zu dieser Zeit, was Vermögensangelegenheiten betraf, ein Leben lang ausgeübt, so daß Dreux d'Aubray vereint mit Balthazar Gobelin, dem Vater Antoinettes, die Brinvilliers zwingen konnte, einen Teil ihrer Ländereien ihren geborenen und zukünftigen Kindern zu vermachen. Eine Maßnahme, welche die Liebe der Tochter für ihren Vater nicht gerade vergrößerte. Sainte-Croix' Kenntnisse der Alchimie hatten mit der Zeit beachtliche Fortschritte gemacht, zumal er einen Lehrmeister

gefunden hatte. Dieser war niemand anderes als Christophe Glaser, Apotheker des Königs, der noch heute wegen seiner Entdeckung des Kaliumsulfats bekannt ist. Glaser hielt seine öffentlichen Kurse im Laboratorium des königlichen Jardin des Plantes. In dem berühmten Garten, der das Entzücken der wissenschaftlich interessierten Besucher hervorrief, wurden 4000 verschiedene Arten von Heilpflanzen gezogen. Hier war Glasers Reich. Das Publikum saß um den großen Tisch des Labors, auf dem mehrere Destillationsapparate standen, gefüllt mit mysteriös brodelnden Flüssigkeiten. Helfer sprangen mit Blasebälgen umher und achteten auf ein gleichmäßiges Feuer, während Glaser mit halblauter Stimme die Vorgänge erläuterte.

1663 veröffentlichte Glaser sein Buch *Traité de la chymie*, welches die Leser in die Grundlagen der Chemie einführt sowie diverse Rezepte zur Verfügung stellte. Unter diesen gab es auch Anleitungen, wie hochgradiges Gift herzustellen war. Arsenik, Vitriol, Sublimat oder Antimon fanden sich genauso darunter wie das pikante Rezept der Destillation von Vipernfleisch. Immerhin empfahl Glaser das Arsenik zur rein äußerlichen Anwendung und riet von einer Einnahme ab. Das Buch mit den Giftrezepten wurde mit Genehmigung des Königs gedruckt und konnte von jedem gekauft werden, der sich dafür interessierte. Auch der Erwerb der giftigen Grundstoffe stellte kein Problem dar, standen diese doch in jeder Apotheke frei zum Verkauf. Die Gesetzgebung, die sich

mit dem Verkauf von Chemikalien und Arzneien befaßte, steckte noch in den Kinderschuhen, wenn man auch mittlerweile den Berufsstand des Apothekers aufgewertet hatte und nun nicht mehr wie früher jeder Lebensmittelhändler nebenbei eine Apotheke führen konnte. 1664 gab es sogar einen ersten Erlaß, der den Verkauf von giftigen Stoffen nur an persönlich bekannte, vertrauenswürdige Personen erlaubte. Eine Auflage, die, wie man sich denken kann, nicht sehr wirkungsvoll war.

Sainte-Croix machte die Bekanntschaft Glasers vermutlich während eines seiner öffentlichen Kurse. Es gelang ihm schnell, sich mit diesem zu befreunden, und schon bald wurde er in die Feinheiten der Chemie eingeweiht. Hier bei Glaser fand Sainte-Croix schließlich seinen Stein der Weisen. Es war die Herstellung von Gift, die ihm das gesuchte Gold einbringen sollte, denn mit dem Verkauf dieses Giftes ließ sich viel verdienen. Sainte-Croix begriff schnell, daß es weitaus lukrativer war, ein Leben abzukürzen, als es mit Heilmitteln zu verlängern.

Die Marquise, die Sainte-Croix' Versuche in seinem Labor bis zu diesem Zeitpunkt nur oberflächlich verfolgt hatte, begann sich mit einem Mal für die Chemie zu interessieren. Sie begleitete ihren Liebhaber nicht nur zu Glasers Kursen im Jardin des Plantes, sondern auch bei den privaten Besuchen, die dieser dem königlichen Apotheker abstattete.

Was die beiden Männer zu besprechen hatten, brachte die

Marquise zum Nachdenken. Sie machte sich Gedanken um ihre Zukunft, ganz zu schweigen von der ihrer Kinder. Wie konnte sie ihnen nur eine angemessene Erziehung bezahlen und ihren Söhnen später die für eine Karriere unerläßlichen Ämter kaufen? Sie stellte sich vor, daß ihr ältester Sohn einmal selber den Posten des Zivilleutnants einnehmen würde und daß sie ihre Töchter mit den Söhnen adliger Familien verheiratete, Männern, die aus dem Hochadel stammten, aus Familien, die schon seit Generationen das Wappen trugen und dem König selbst nahestanden. Doch es war kein Geld mehr für eine solche Zukunft vorhanden. Selbst die Gegenwart war bedroht, denn lange würde sie das ihrer Stellung angemessene Leben nicht mehr aufrechterhalten können. In ihrer Umgebung munkelte man bereits, daß bei den Brinvilliers nicht alles zum besten stand, weshalb die Marquise gerade deswegen trotzig an den Empfängen und ihrer ausgesuchten Toilette festhielt. Niemand sollte es wagen, mitleidig auf sie herabzublicken! Es war naheliegend, daß die von ihren Gläubigern bedrängte Frau sehnsüchtig an ihr Erbe dachte. Sie hatte zwar mit der Aussteuer bereits einen großen Teil des ihr zustehenden Vermögens erhalten, doch bei dem Tod ihres Vaters würde dessen persönlicher Besitz unter seinen Kindern aufgeteilt werden. Mit diesem Erbe glaubte die Marquise alle finanziellen Sorgen beseitigen zu können. Es war zum Verzweifeln: Das Erbe stand ihr rechtmäßig zu, sie war theoretisch eine reiche Frau – und doch würde sie bald den

Ruin öffentlich eingestehen müssen. Die Gläubiger hatten nicht die Geduld, so lange zu warten, bis ihr Vater eines fernen Tages starb. An jenem Tage wäre es dann zu spät.

Bei Glaser bot sich der Marquise plötzlich die Lösung all ihrer Probleme. Der Apotheker, der seine Kenntnisse auf einer Reise durch Italien erheblich erweitert hatte, weihte sie in die neuen Geheimnisse der Chemie ein. Das Gespräch kreiste dann weniger um die heilende Wirkung einzelner Chemikalien als um die tödliche Gefahr, die von diesen ausgehen konnte. Es wurde viel von Gift gesprochen, einem Gift, welches keine Spuren hinterließ, einem Gift, welches den perfekten Mord ermöglichte und welches die Brinvilliers um so mehr zum Nachdenken brachte.

Alles schien so einfach mit »Glasers Rezept«, wie die Marquise dieses Gift nannte. Ein bißchen Pulver hier, ein bißchen da und alles würde wieder werden, wie es früher war. Das ersehnte Erbe ihres Vaters würde ihr endlich zur Verfügung stehen. Sie könnte Reichtum und Ansehen bewahren, und im Grunde hätte sie nur den Ablauf der natürlichen Dinge etwas beschleunigt.

Hatte denn ihr Vater Nachsicht oder gar Liebe verdient? Die Marquise grollte diesem Mann, der ihr nun, wo sie endlich ihr Glück gefunden hatte, dieses wieder zu entreißen suchte. Hatte er nicht den Mann, den sie liebte, ins Gefängnis werfen lassen? Mischte er sich nicht jetzt, da sie endlich ein unabhängiges Leben führte, unentwegt ein, um ihr

Vorhaltungen zu machen und ihr vorzuschreiben, was sie zu tun und zu lassen hatte? Sie mußte sich das nicht länger gefallen lassen. Kein Mensch hatte das Recht, sich ihrem Glück in den Weg zu stellen.

Indem die Marquise sich den Vaternord als Rache interpretierte, fegte sie alle moralischen Bedenken hinweg, die sich in ihrem Inneren regen mochten. »Nur Bauern und gänzlich nichtige Menschen rächen sich nicht«, pflegte sie zu sagen. Erst Jahre später gestand sie sich ein, daß es Habgier gewesen war, die sie zu dem Verbrechen getrieben hatte.

Man erzählte sich damals, daß die Marquise ihr Gift zunächst an den Kranken der öffentlichen Spitäler getestet habe. Mit einem Lächeln auf den Lippen soll sie Kekse und Wein zur Stärkung einiger Kranker gebracht haben, um sich im folgenden rührend um ihr Wohlergehen zu sorgen. Erst nachdem alle ihre Zöglinge verstorben waren und die Ärzte keinen Verdacht geschöpft hatten, habe sie sich mit ihrem Gift an den Vater gewagt.

Der Generalleutnant der Polizei, Nicolas de La Reynie, schrieb hierzu: »Wer hätte gedacht, daß eine Frau aus ehrenwerter Familie, von zarter Gestalt und schwacher Natur, mit scheinbar sanftem Wesen, sich zur Zerstreung in die Krankenhäuser begibt, um die Bettlägerigen zu vergiften und an ihnen die verschiedenen Wirkungen des Giftes, welches sie ihnen gegeben hat, zu beobachten?«

Es gibt für diese Anschuldigungen keinen Beweis. Doch selbst

wenn sie nicht fundiert sind, so zeigen sie, was für ein dämonisches Bild sich die Zeitgenossen von der Marquise gemacht haben.

*Luciani, Brigitte: Die Marquise de Brinvilliers und das Erbschaftspulver oder Wie schaffe ich mir meine Familie vom Hals? . S. 35-43. © Aviva Verlag.*